

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

25 (19.6.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbearbeitet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

№ 25.

Sonntag, den 19. Juni.

1904.

Ein Preisausschreiben.

Dem Englischen nachgezählt von Frz. Wasserburg.

(Nachdruck verboten.)

Wald nach dem Tode unserer Mutter wurde es uns klar, daß unsere Vermögensverhältnisse wenig glänzend waren, und wir berieten eingehend, auf welche Weise wir etwas Geld verdienen könnten. Wir waren unserer sechs Geschwister, von denen Nora als achtzehnjährige an der Spitze stand. Ich selbst zählte sechzehn Jahre. Freunde und Verwandte, die uns hätten raten können, hatten wir nicht, wir waren vollständig auf uns selbst angewiesen. Dabei hatten die Knaben möglichst unpraktische Neigungen. Die war erfüllt von Südafrika und erklärte, nichts sei einfacher, als nach Südafrika zu reisen, dort fände man ganze Klumpen Goldes und werde uns Sandumdrehen ein Millionär. Jack war überzeugt, daß er ein großes Talent zur Malerei besitze und seine Bilder einmal mit Hunderttausenden bezahlt werden würden; Bill wollte gar eine Flugmaschine erfinden und damit aller Not ein Ende machen.

Nora und ich konnten uns schließlich nicht verhehlen, daß die Hoffnung auf den männlichen Teil unserer Familie auf äußerst schwacher Grundlage beruhe; aber das Arbeitsfeld, das sich unsern schwachen Kräften darbot, schien eng begrenzt. Darüber tauschten wir beide, als wir in der Küche mit der Zubereitung einer höchst einfachen Mahlzeit beschäftigt waren, unsere Meinungen aus. Nora saß auf einer Tischdecke mit der Kohlschaufel in der einen und dem Feuerhaken in der andern Hand. Sie sah immer alles möglichst schwarz und fand an keinem Ding eine gute Seite, während in meinem Kopfe sich die verschiedensten Pläne kreuzten.

„Es gibt wohl einige Wege, Geld zu verdienen,“ bemerkte ich mit Nachdruck. „Wir könnten z. B. für Zeitungen schreiben.“

„Es würde uns aber kein Mensch etwas dafür bezahlen,“ antwortete sie zweifelnd.

„Wie viele Stützen und Kinderfräulein werden verlangt.“

„Bedauernswerte Geschöpfe! Ich ziehe das Verhungern ihrem Lohse vor.“

„Man kann auch Zeichnungen für große Geschäfte anfertigen, oder Stickerien, oder . . .“

„Besonders wenn man gar keine Verbindungen, keinerlei Hilfe hat,“ unterbrach mich meine Schwester in ungemein bitterem Ton.

„Außerdem gibt es jetzt auch häufig Wettbewerben, bei denen man ein schönes Stück Geld gewinnen kann.“

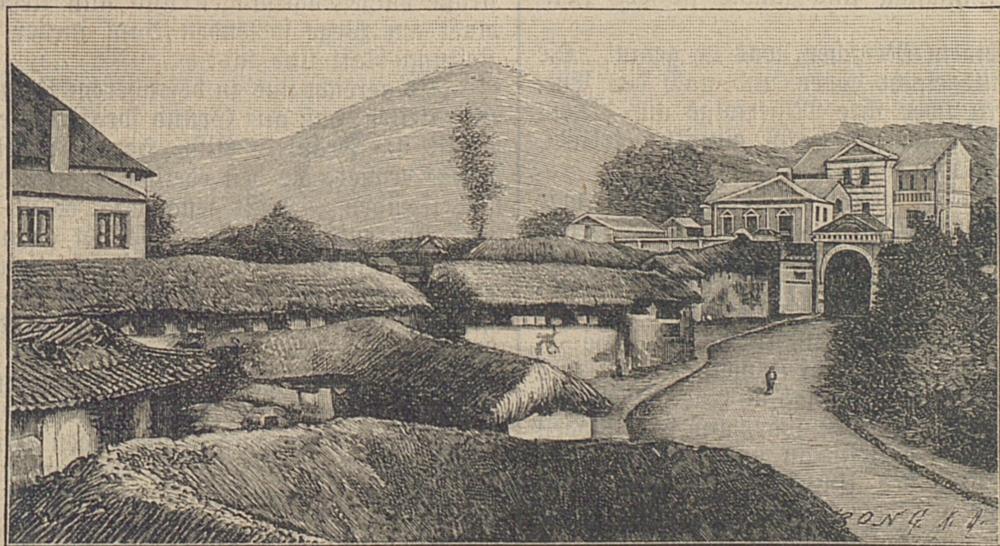
„Wettbewerben!“ rief Nora aus und schien plötzlich zu neuem Leben und neuer Tatkraft erwacht zu sein. „Ich bin überzeugt, daß sie von Betrügern ausgeschrieben werden. Weißt Du“ — und damit schlug sie heftig Schaufel und

Feuerhaken gegeneinander —

„daß ich schon sieben- zehnmal mich bei allen möglichen Wettbewerben beteiligt habe, ohne jemals etwas zu gewinnen? Und wie schwierig war das mitunter! Ich habe geraten, wie viel Geld bei der englischen Bank hinterlegt ist, wie viel Kinder an einem Dienstag geboren werden, wie viel Schritte man von London bis Boston machen muß, wie lange ein Auto-

mobil und wie lange eine Schnecke brauchen würde, um vom einen Ende der Hauptstadt bis zum andern zu gelangen. Ich habe Dinge gezeichnet, geschrieben, berechnet, vorhergesagt, gesammelt, verkauft und gekauft. Ich glaube, daß ich mich dabei mit allem, worauf der menschliche Geist nur fallen kann, beschäftigt habe und ich habe nie den kleinsten Preis oder nur eine Aufmunterung erhalten. Wettbewerben kann es deshalb für mich keine mehr geben.“

Das war nicht ermutigend, besonders da es gerade ein derartiger Wettbewerb war, den ich ins Auge gefaßt hatte. Ich verriet davon Nora kein Wort; aber als ich allein in meinem Zimmer war, nahm ich die Zeitung wiederum vor, in welcher derselbe ausgeschrieben war. Man sollte einen höchstens zwölf Worte langen Satz auf einen Zettel nieder-



Die deutsche Gesandtschaft in Söul, der Hauptstadt von Korea.

schreiben, diesen mit einem falschen Namen versehen, in einen Briefumschlag stecken und versiegeln; beides sollte wieder in einen anderen Briefumschlag, der den wirklichen Namen und Wohnung, sowie den Betrag von einem Schilling in Briefmarken enthalten mußte, eingeschlossen und an die betreffende Zeitung geschickt werden. Diejenige Person, aus deren Schrift der edelste und beste Charakter gedeutet werden konnte, sollte den Betrag von hundert Pfund Sterling (2000 Mark) erhalten.

Hundert Pfund für einen Schilling! Ich war mir natürlich wohl bewußt, daß ich Tausende von Mitbewerbern haben würde und demgemäß meine Aussichten keineswegs glänzend waren. Aber was bedeutete andererseits ein Schilling im Vergleich zu der Hoffnung auf hundert Pfund? Auch sagte ich mir, daß meine kräftige, eigenartige Schrift schon von mehreren Personen als besonders ausdrucksvoll bezeichnet worden war. Darauf kam es doch sicherlich ebensoviel an, wie auf den zu wählenden Sinnspruch. Die Einsendungen waren für den folgenden Tag bestellt. Warum sollte ich dabei fehlen? Ich hatte zwölf Briefmarken, Feder, Tinte und Papier, also frisch ans Werk! Ein Mißlingen konnte höchstens die in der Familie bereits verzeichneten siebzehn Mißerfolge auf achtzehn bringen. Nun handelte es sich nur um die glückliche Wahl des Sinnspruchs. Diese bereitete mir keine große Verlegenheit, meine Schreibmappe lag gerade geöffnet auf dem Tisch und der Zufall kam mir zu Hilfe.

Meine Schulzeit lag noch nicht lange hinter mir. Ich erinnerte mich einer meiner Lehrerinnen, Sophia Winston, die wir alle sehr liebten. Sie gehörte zu den besten, verehrungswürdigsten Geschöpfen der Welt, aber ihre Gesundheit war schwach und zwang sie zum Niederlegen ihres Amtes. Ehe sie die Schule verließ, bat ich sie, mir einige Worte zur Erinnerung in mein Album zu schreiben. Da ich recht unordentlich war, konnte ich aber gerade damals das Buch nicht finden und so schrieb sie mir auf ein Blatt Papier, das jetzt eben zu oberst unter meinen Schreibereien lag, die Worte: „Wer langsam schreitet, geht sicher und kommt vorwärts.“ Ich glaube, daß Fräulein Winston mir das nicht ohne Absicht geschrieben, denn es lag nicht in meinem Wesen, langsam und sicher vorwärts zu schreiten; ich hatte viel eher Anlage zu kopflosem Hinausstürmen. Aber für das Preis ausschreiben schienen mir diese Worte recht passend und ich fertigte sechs verschiedene Abschriften derselben an. Diejenige, welche mir am besten geraten zu sein schien, steckte ich nach Vorschrift in den Briefumschlag und sandte sie der Zeitung ein.

Natürlich sagte ich keinem Menschen, was ich getan. Die Knaben würden mich ausgelacht haben und nach den Enthüllungen, die mir Nora über ihre Mißerfolge auf diesem Gebiet gemacht, hätte sie mich für höchst einfältig erklärt. So hielt ich reinen Mund und wartete.

Die Zeitung, welche das Preis ausschreiben erlassen, war ein Wochenblatt und erschien jeden Mittwoch. In der Frühe des ersten Mittwoch sollten die Sinnsprüche einlaufen und in der Nummer des darauffolgenden Mittwoch würde dann das Ergebnis bekannt gemacht werden. Dienstags vor diesem bedeutungsvollen Tag war ich morgens die erste — leider muß ich bekennen, daß dem nicht immer so ist — und als ich hinunter in den Hausflur kam, sah ich einen Brief, der zur Haustüre hereingeschoben worden war, auf dem Boden liegen. Ich nahm ihn auf; er war an mich gerichtet und zeigte an dem oberen Teil des Umschlages die gedruckten Worte: „Wochenblatt für gebildete Leser.“ Darunter stand in großen Schriftzügen: „Fräulein Lilly Hayes, Alford, Surrey.“ Es war mir, als hätte ich einen Schlag erhalten, mein ganzer Körper zitterte vor Erregung und nur mit Mühe konnte ich den Umschlag öffnen. Das erste, was mir in die Augen fiel, waren vier Banknoten im Werte von je 25 Pfund Sterling! Ich war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren, und mußte mich an die Wand lehnen. Es wurde mir kalt und heiß und es dauerte eine geraume Weile, bis ich den beige geschlossenen Brief des Verlegers entziffern konnte, obgleich derselbe mit der Schreibmaschine durchaus deutlich geschrieben war. Der Verleger teilte mir darin mit, daß ich den ausgesetzten Preis gewonnen habe und er mir beiliegende Banknoten übersende mit einem Quittungsformular, das ich ausfüllen möge.

Sobald ich wieder etwas zu mir selbst gekommen war, stürmte ich in mächtigen Säsen die Treppe hinauf. „Nora,“ rief ich, indem ich die Türe ihres Zimmers weit aufriß,

„da schau her! Siebzehn mal hast Du's vergeblich versucht — wenigstens behauptest Du so — und ich habe gleich beim ersten Mal gewonnen.“

„Was meinst Du?“ fragte sie und sah mich dabei verständnislos an, während sie mit dem Abstauben innehielt.

„Komm mit ins Wohnzimmer, dort will ich Euch allen die Sache erklären.“ Im Vorbeigehen rief ich Dick, Bill, Jack und Jim und nachdem die ganze Familie versammelt war, setzte ich sie von dem Glücksfall in Kenntnis.

„Ja, ja,“ jagte Dick, indem er die Scheine genau untersuchte und forschend gegen das Licht hielt, „es geschehen manchmal merkwürdige Dinge, und mitunter haben diejenigen, die es am wenigsten verdienen, das meiste Glück.“

„Ich glaube immer,“ bemerkte Nora, „diese Preis ausschreiben beruhen auf Schwindel, und nun sehe ich, daß ich recht hatte.“

Jack war teilnehmender oder glaubte wenigstens, es zu sein.

„Laß sie jagen, was sie wollen; es ist nur Neid. Ich freue mich, daß Du den Preis davongetragen hast; nun können wir uns neue Fahrräder anschaffen.“

„Natürlich,“ bestätigte Jim; „ich mußte das meinige so oft ausbessern lassen, daß von der ursprünglichen Maschine kaum mehr ein Teil vorhanden ist.“

„Und das meinige,“ fügte Bill bei, „ist ganz unbrauchbar.“ Ich hatte keineswegs die Absicht gehabt, die ganze Familie mit neuen Fahrrädern auszustatten, aber meine Brüder schienen das für selbstverständlich zu halten. Zum Glück sind heutzutage Fahrräder nicht mehr so teuer und sie konnten die gebrauchten Räder in Zahlung geben; so konnte ich für notwendigere Anschaffungen immer noch ein schönes Stück Geld erübrigen.

Wir wohnten auf dem Land und der nächste Ort, an welchem das „Wochenblatt für gebildete Leser“ verkauft wurde, war die eine halbe Stunde entfernte Eisenbahnstation. Die Knaben ließen sich nicht halten; sie eilten so schnell wie möglich dorthin, und als sie zurück kamen, schwang jeder von ihnen schon von weitem ein Zeitungsblatt über dem Kopf und wir hörten, wie sie fortwährend laut lachten.

„Wenn irgend jemand in ein Irrenhaus gehört,“ rief Dick, „dann ist es derjenige, der dies geschrieben. Setz Euch hier auf diese Bank, dann will ich meine Worte beweisen.“

Wir waren den Ankommenden draußen auf der Landstraße entgegengegangen und nun ließen wir uns alle vor einer am Wege stehenden Bank nieder. Dick entfaltete das Zeitungsblatt und las:

„Es gereicht uns zu besonderem Vergnügen, unsern Lesern mitzuteilen, daß auf Grund sorgfältiger Deutung der Handschrift sich Fräulein Lilly Hayes, Alford, Surrey, als diejenige erwies, die den edelsten Charakter besitzt. Aus ihren Schriftzügen — paßt genau auf, es ist Lillys Charakter, der uns hier enthüllt wird — spricht geduldiges Ausharren in Widerwärtigkeiten, große Gedankentiefe, klare Urteilskraft, eine gleichmäßige ruhige Gemütsart — wer untersteht sich hier zu lachen? — und ein hoher Grad von gewissenhaftem Pflichteifer. Das einmal vorgesteckte Ziel wird von der Schreiberin sicher erreicht, denn sie bleibt fest und unabänderlich in den einmal gefaßten Entschlüssen und läßt sich auch durch die sich ihr entgegenstellenden Hindernisse nicht davon abbringen, das, was sie als recht erkannt hat, auszuführen. Was sagt Ihr nun zu unserer Lilly?“

Erwartungsvoll blickte sich Dick im Kreise um und alle brachen in ein schallendes, für mich keineswegs schmeichelhaftes Gelächter aus. Ich fühlte, daß dies Lachen nicht unberechtigt war, denn gleichmäßige, ruhige Gemütsart, Gedankentiefe, geduldiges Ausharren in Widerwärtigkeiten, das waren Eigenschaften, deren ich mich mit dem besten Willen nicht rühmen konnte. Aber das waren ja immerhin Nebenächlichkeiten; die Hauptsache blieb für mich, daß ich hundert Pfund gewonnen hatte!

Als wir wieder im Hause waren, holte ich mir meine Schreibmappe herunter ins Wohnzimmer, denn es drängte mich dazu, mein unerwartetes Glück meiner in London wohnenden Schulfreundin mitzuteilen. Ich schloß die Mappe auf, nahm Feder und Papier zur Hand und gerade als ich begonnen hatte: „Liebste Getty! Ich habe ein Vermögen gewonnen,“ dachte ich an Fräulein Winstons Sinnspruch. War er es doch, der mir Glück gebracht hatte, davon war ich fest

überzeugt, denn die Beurteilung meines Charakters war diesem Sinnpruch völlig entsprechend. Das wenigste, was ich aus Dankbarkeit für meine Lehrerin tun konnte, war, das Papier hervorzuholen und ihre teuern Schriftzüge an die Lippen zu drücken. Ich hatte den Zettel, nachdem ich die sechs Abschriften angefertigt, in einen Briefumschlag gesteckt und auf diesen geschrieben: Fräulein Winstons Motto. Ich legte die Feder beiseite, öffnete den Umschlag und nahm das Papier heraus. Aber was da meine Augen erblickten, waren nicht die zierlichen, gleichmäßigen Buchstaben Fräulein Winstons, sondern meine eigenen großen und durchaus unregelmäßigen Schriftzüge. Einen Augenblick starrte ich in sprachloser Ueberraschung das verhängnisvolle Blatt an, dann wurde mir alles schrecklich klar. In meiner Kopflosigkeit und Ungebuld hatte ich die Abschrift mit dem Original verwechselt. Das Blatt, das die von Fräulein Winston geschriebenen Worte trug, hatte ich dem Zeitungsverlage eingeschickt und das von meiner Hand geschriebene in meiner Mappe verwahrt. Danach ging mich die Sache gar nichts an. Der Handschriften-deuter war nicht der Idiot, für den wir ihn gehalten hatten; auf mich selbst paßte kein Wort seiner Beurteilung, aber den Charakter meiner Lehrerin hatte er bis ins kleinste getroffen. Sie hatte all die schönen Eigenschaften, die er anführte, während ich nichts weiter war als ein einfältiges, kopfloses Ding. (Schluß folgt.)

Bergkirchlein.

(Nachdruck verboten.)

Bergeide mit der Tannen Grün,
Wie ruhest du in Feierfrieden!
Die Lerche singt, Blauglöcklein blüh'n,
Als ob kein Leid hienieden.

Und aus den Tannen ein Kirchlein lacht
Und rühret die Glocken gar eigen,
Daß zum Gebet die Heide erwacht,
Und Gras und Wispel sich neigen.

Kein Laut aus den Tälern, der wirren Welt,
Wo Lust sich treibt mit Schmerzen;
Hier gehen die Engel durch das Feld,
Und brennen Blumenkerzen.

Mir aber ist, als dürfe ich schau'n
Von hier in Himmelshallen,
Es ist ein Frieden, es ist ein Blau'n;
Und selg'e Geister wallen.

Frank Alfred Muth.

Nach Puerto-Montt (Süd-Chile).

Von P. J. M. . . .

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Unsere Ankunft. In der neuen Heimat.

Am 20. August kamen wir in Corral, dem schönen Hafen von Valdivia an. Hier mußten wir unseren Dampfer verlassen, um einen Rüstendampfer, der ungefähr alle zehn Tage nach dem Süden fährt, abzuwarten. Wir hatten Glück. Während manche Passagiere hier oft eine Woche und länger liegen bleiben, konnten wir sofort den südamerikanischen Dampfer „Imperial“, der bald nach unserer Ankunft in den Hafen eingelaufen war, besteigen. Wir verabschiedeten uns also von dem „Tanis“ und seinem freundlichen Kapitän, den wir recht schätzen gelernt hatten. Eine umständliche Sache war es, unsere Kisten erst ans Land auf das Zollamt, von dort wieder auf den Dampfer „Imperial“ bringen zu lassen. Man muß hier sehr vorsichtig sein; gar zu leicht gehen Sachen verloren, wenn man nicht die Augen offen hält. Nachmittags drei Uhr hatten wir uns auf dem „Imperial“ eingerichtet; um fünf Uhr sollte der Dampfer weiter fahren. Wegen des stürmischen und nebligen Wetters verzögerte sich aber die Abfahrt bis Sonntag morgen. Samstag war das Schiff einmal ausgelaufen, bald aber wieder zurückgekehrt. Sonntag fuhren wir also wieder nach Süden der Küste entlang bis Ankud, dem Hauptort der Insel Chiloe. Es war ein so stürmischer Tag und das Schiff schaukelte so gewaltig, daß ich den ganzen Tag — den vorletzten der Reise — im Bette zubringen mußte. Der Stille Ozean war abermals sehr wüth. Wie ersahnten wir unser Ziel. Das Schiff kam abends 9 Uhr in den Hafen von Ankud und blieb bis zum Mittag des folgenden Tages. Wir fuhren am Montag morgen, dem Feste des hl. Apostels Bartholomäus, in Ankud an Land,

um uns dort dem Hochwürdigsten Herrn Bischof, dessen Vorgänger die Patres erbeten hatte, vorzustellen und die notwendigen Vollmachten zu erbitten. Leider trafen wir ihn nicht zu Hause. Sein Generalvikar nahm uns aufs freundlichste auf. Die Lage von Ankud ist herlich schön, die Stadt selbst vielleicht ähnlich einem deutschen Landstädtchen vor fünfhundert Jahren. Nach 12 Uhr fuhr der „Imperial“ ab — für uns zur Endstation. Es war heute ein ruhiger Tag, klarer, blauer Himmel.

Wir stunden beide fast immer auf Verdeck. Die Fahrt ist einzig schön. Viele dutende von größeren und kleineren Inseln sind hier ausgestreut über das Meer. Bald da, bald dort fährt der Dampfer zwischen zwei Inseln hindurch. Zur Nachtzeit oder bei Nebel dürfen die Schiffe nicht fahren, weil die Gefahr des Auflaufens zu groß ist. Im Hintergrunde schimmern die schneegekrönten Häupter der Cordilleren. Abends 7 Uhr, als es bereits Nacht geworden war, sahen wir zum ersten Male die Lichter von Puerto-Montt sich im Meerbusen von Reloncari wieder spiegeln. Also am Ziele! Wie groß war die Freude! Einer unserer Reisegefährten, Herr Schwerter, der Neffe des Pater Theodor Schwerter S. J., der im Jahre 1859 mit Pater Bernhard Engbert S. J. die hiesige Mission eröffnet hatte, nahm sich unser aufs freundlichste an und stellte uns sofort nach Ankunft sein Boot zur Verfügung. Nun gab es aber ein kleines Abenteuer. Das Meer war infolge der Ebbe um sechs Meter zurückgetreten. Kurz vor der Landungsbrücke bleibt unser Boot im Sande stecken. Aber unsere Ruderer, wackere Chilenen, sind nicht bald verlegen. Sie steigen aus und waten bis über die Knie im Wasser und bringen uns auf ihrem Rücken zur Landungsbrücke, wo einige dutend Neugierige, die immer da sind, wenn der Dampfer kommt, die neuen Patres begrüßen. Im nahen Kolleg gab's nun große Ueberraschung. Wir waren erst vierzehn Tage später erwartet. Wir konnten in Ankud unsere Ankunft nicht telegraphisch anzeigen, weil die zerstörte Telegraphenverbindung noch nicht hergestellt war. Wir baten an der Klosterpforte als Fremdlinge um Nachherberge. Bruder Karl traute uns aber nicht ganz — er schaute uns ins Gesicht und wir konnten die Freude nicht verbergen; wir waren schnell verraten; schnell waren Patres und Brüder versammelt. Es gab Verlängerung der Erholung; wir erzählten unsere Erlebnisse; in der Nacht aber glaubte ich noch lange, auf dem Schiffe zu sein und immer noch schaukelte mir der Boden unter den Füßen, obwohl ich auf dem Festlande war.

Am andern Morgen und den kommenden Tagen hatten wir Gelegenheit, von unserem Hügel aus Puerto-Montt und Umgebung zu besichtigen. Der Naturfreund kommt kaum aus dem Staunen. Vor uns liegt das weite Meer bezw. der Meerbusen von Reloncari. Im Südosten erblicken wir zwei Inseln, im Osten die blauen Berge der Anden; manches schneegekrönte Haupt ragt weit in die Lüfte; die nächsten Berge sind der Calbarco, Djorno, Tronador, alle über 2000 Meter und vulkanischer Natur. Der Calbarco ist mehr oder weniger beständig in Tätigkeit. Als ich später an dessen Fuß vorbeiritt, konnte ich beim Mondlichte aus seinen Spalten Rauchwolken aufsteigen sehen. Vor fünfzehn Jahren hat er gewaltig gewüthet und mit dem ausgeworfenen Sande viel Land verwüthet. Die Stadt Puerto-Montt, die etwa 4500 Seelen zählt, liegt in einer Talsohle zwischen dem Meere und kleinen Hügeln; die Häuser sind klein, Holzbauten, aber oft geschmackvoll aufgeführt; die Straßen sind breit und schnurgerade.

Es sind zwei katholische und eine protestantische Kirche hier. Zwölf deutsche Patres, die hier auch ein Kolleg haben, üben in der weitausgedehnten Pfarrei allein die Seelsorge aus und predigen in Spanisch und Deutsch. Die Pfarrei hat den Umfang einer größeren deutschen Diözese. Die Hauptstation ist in Puerto-Montt, deren Patres außer dem Kolleg noch fünfzehn Kapellen versehen. Alljährlich ist in jeder Kapelle Mission. Außerdem werden dieselben, so oft es sein kann, besucht, um die Christen zum Unterrichte und zum Gottesdienste zu versammeln. In Puerto-Baras, am See Lanquihue gelegen, besorgen zwei Patres eine andere Pfarrei und haben außer dem Gottesdienst u. s. w. am Orte selbst noch zwölf Kapellen zu besorgen. Die Reisen werden immer entweder zu Schiff oder zu Pferd gemacht und kosten oft viel Zeit und Geduld. Verzehrgänge können oft tagelang dauern. Die Taufen spendet außer dem Pfarrer regelmäßig, namentlich wenn Gefahr im Verzug ist, ein dazu be-

vollmächtiger Laie. Die Leute zeigen viel guten Willen; besonders hat der Priester an den eingewanderten deutschen Katholiken oft eine gute Stütze. Sie bilden gegenüber dem weniger soliden Chilenevolk einen guten Grundstock. Freilich bleibt noch viel zu wünschen übrig. Einer der Patres von Puerto-Montt besorgt noch eine deutsche sehr ausgedehnte Pfarrei, weil der Bischof sonst keinen Priester dafür bekommen kann, und zwei bis drei Patres sind überdies fast immer beschäftigt mit Volks-Missionen in anderen Pfarreien der großen Diözese. So haben zwölf Patres, wovon manche alt und kränklich, Arbeit im Ueberfluß.

Das Klima ist ausgezeichnet, nie zu kalt, nicht unter drei Grad und nicht zu warm. Viele Leute gehen auch im Winter barfuß; alles bleibt draußen grün; doch regnet es fast das halbe Jahr; Wege gibt es fast keine, und die vorhandenen sind schlecht; die armen Pferde waten mitunter bis zum Leibe im Kote; mit der Zeit wird's besser; es ist eine Eisenbahn von Osorno hierher geplant; auch sammelt man schon lange, um noch die eine oder andere Pfarrei und Schule errichten zu können. Die Mallinkrodt-Schwester von Paderborn, die hier Spital und Mädchen-Asyl haben, leisten Großes. Leider fehlt es — wie überall — an genügenden Kräften und Mitteln. Wilde Tiere hat der

Missionär nicht zu fürchten; immerhin hat sich mitunter schon ein Löwe von den Anden her hierher verirrt und kostet's dann immer einige Pferde. Häufiger sind die Gauner.

Schnee gibt's im Winter hier nicht — im Sommer kaum einmal ein Gewitter; dafür häufige Erdbeben, die indes noch selten stark waren. Ganz ungewohnt ist uns Deutschen hier die neue Ordnung der Jahreszeiten. Weihnachten ist im Hochsommer, Ostern im Herbst, Pfingsten im Winter. Die schönen Naturschilderungen für Weihnachts- und Osterpredigten muß man hier umtauschen. Im Januar gibt's hier die ersten Früchte — im September essen wir die alten Äpfel. Wenn man darüber lacht, wundert sich der Chilene, daß es überhaupt irgendwo anders sein kann. — Sehr wohltuend für Herz und Gemüt ist es, alte deutsche Kirchenlieder hier wieder zu hören. Jeder Pater bringt gewöhnlich eine kleine Sammlung mit, damit sie nicht aussterben. Während des Gottesdienstes wird abwechselnd spanisch und deutsch gesungen, damit niemand sich zurückgesetzt fühlt. Die klangvolle spanische Sprache eignet sich vortrefflich für Gesang. Die Deutschen beherrschen meistens die spanische Sprache, welche die Landes-, die Geschäfts- und Amtssprache ist. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß unsere deutschen Kinder viel lieber spanisch als deutsch sich unterhalten. Die Kinder der Deutschen werden schon vom siebten Lebensjahr an in der spanischen und deutschen Sprache unterrichtet. In wirtschaftlicher Hinsicht stehen die Deutschen, die im Süden Chiles in großer Anzahl sich befinden, gut. Die Chilene sind gewöhnlich etwas bequem und darum arm.

Puerto-Montt hat auch drei Zeitungen in spanischer Sprache, die wöchentlich einmal erscheinen, La pensa (Die

Presse, liberal), El Lanquihue, benannt nach dem gleichnamigen benachbarten See, und die Alianza liberal (radikal). Ein Telegraph liefert schnell Nachrichten aus der Hauptstadt Santiago und dorthin die Drähte nach Europa und Nordamerika. Wichtige Weltereignisse sind hier fast ebenso rasch bekannt als in jeder Stadt Deutschlands. Wenigstens alle vierzehn Tage kommt ein Dampfer und bringt die kleinen Nachrichten aus der lieben Heimat, so jemand um verschollene Missionäre sich noch kümmert.

Riesen-Meteore.

(Mit zwei Abbildungen.)

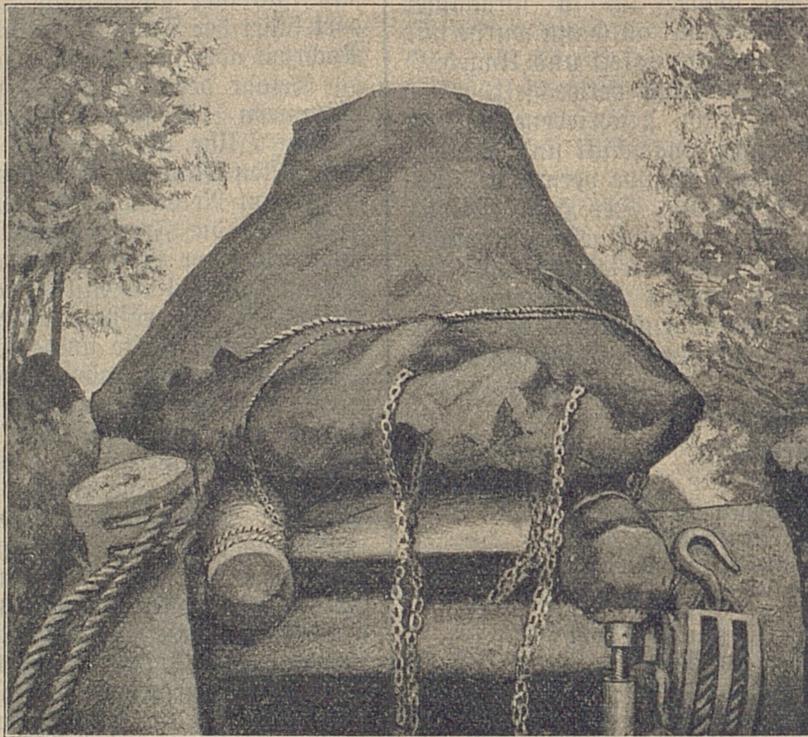
(Nachdruck verboten.)

Vor einiger Zeit wurde in Oregon (Nordamerika), nahe der Stadt gleichen Namens, von einem Farmer bei der Abholzung eines Geländes ein riesenhafter Meteorstein aufgefunden, der mit vieler Mühe aus seinem Erdbett gegraben und verladen wurde, um den Sachverständigen zwecks näherer Untersuchung zugeführt zu werden. Der Stein, den wir hier nach einer Photographie im „Scientific American“ abbilden, hat ein Gewicht von 7000 Kilogramm. Es handelt sich hier also um einen der größten Meteorsteine, die je aus den Tiefen des Weltraumes zur Erde niederfielen, indessen doch wieder nicht um den größten überhaupt. Als

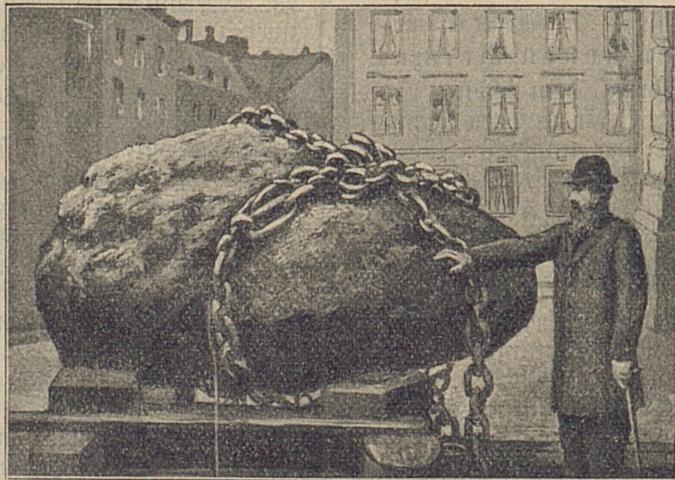
größter Meteorstein muß der von Nordenfjöld 1870 bei Dvifak in Grönland gefundene Stein gelten, den wir hier gleichfalls abbilden. Dieser aus reinem Meteorisen bestehende Block hat ein Gewicht von 25 000 Kilogramm. Im allgemeinen scheinen aber Meteor Massen von dieser Größe recht selten zu sein, denn unter den 275 Fällen, in denen man das Herabstürzen der Massen direkt beobachten konnte, ragt der Meteorstein von Brescia in Oberitalien, der am 16. Februar 1883 unter gewaltigen Licht- und Schallercheinungen nieder- ging, mit 200 Kilogramm hervor.

Es ist interessant, daß noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts selbst die großen Gelehrten der Pariser Akademie der Wissenschaften über die „unklaren Köpfe“ lächelten, die da glaubten, es könnten Steine aus dem Weltraum zur Erde niederfallen, und eigenartig berührt es, wenn einer der bedeutendsten Physiker der damaligen Zeit den Bericht von dreihundert Augenzeugen über den großen Meteoritenfall, der sich am 24. Juli 1790 zu Juillac in der Gascogne ereignet hatte, als „Narrete“ zurückwies. Damals

glaubte man noch, jene Steine seien Auswürflinge ferner Vulkane, und erst Chladni (besonders bekannt geworden durch seine interessanten Klangfiguren) erkannte, daß es sich hier in der Tat um Massen handle, die aus dem Weltraum niederfallen, die uns, hoch oben in der Atmosphäre ins Klühen geratend, als Sternschnuppen resp. Feuerkugeln sichtbar werden. Heute wissen wir (wie besonders Schiaparelli's Arbeiten deutlich machten), daß die Meteore Reste aufgelöster Kometen sind, resp. daß ein Komet, soweit es sich um seinen Kopf und Kern handelt, eine große Wolke von Meteorkörperchen ist.



Riesenmeteor, gefunden in Oregon. (Gewicht 7 000 Kilo.)



Größter Meteorstein der Welt. (Gewicht 25 000 Kilo.)
Gefunden von Nordenfjöld in Grönland.



Photographie-Genug von Franz Schmitt in München.

Wie wird das enden? Nach dem Gemälde von Gaetano Chierici.

Jedenfalls liegt in dem Gedanken, daß die Meteore, die wir heute in unseren Museen jämberlich unter Glas und Rahmen liegen haben, Reste der einst so sehr gefürchteten Kometen sind, etwas außerordentlich Interessantes und Originelles; noch mehr aber gibt der Umstand zu denken, daß jene Meteorsteine, die Boten aus fernen Räumen des Universums, die nämlichen Gesteine und Mineralien enthalten, die auch den Erdball zusammensetzen. **Ernst H. Sörgel.**

Wie Löwen operiert werden.

(Nachdruck verboten.)

In einer Menagerie, so erzählt ein englischer Tierarzt, sind manchmal recht unangenehme Operationen an wilden Tieren auszuführen, die nicht so einfach sind, als wenn man einem Mops den Magen kuriert. Es ist z. B. gerade kein Spaß, einem Löwen einen Zahn zu ziehen, und doch muß dies gelegentlich geschehen, oder die armen Tiere würden verrückt werden. Löwen ertragen Schmerzen sehr schlecht, und ein kranker Zahn versetzt sie in wilde Wut.

Neulich bemerkten wir, daß sich Jeanette, eine große Löwin, sehr merkwürdig benahm; sie rannte immer im Käfig auf und ab und schlug mit dem Kopfe gegen die Stangen. Zuerst dachte ich an Magenschmerzen und gab ihr eine Medizin, die sie leicht nahm. Doch der Schmerz dauerte offenbar fort, denn sie brüllte fortwährend, Tag und Nacht. So beschloß ich denn, mir ihre Zähne einmal anzusehen.

Die Vorbereitung hierzu war zeitraubend und erforderte große Vorsicht. Zu allererst nahmen wir ein starkes Seil, machten eine Schlinge, streiften diese über Jeanettes Kopf und banden sie an das Käfiggitter. Dann brachte einer der Wärter schnell einen großen Korb mit zwei chloroformgetränkten Schwämmen in den Käfig. Den Korb presste er auf den Kopf der Löwin, die ihn aber mit einem Tagenschlage zerdrückte und die Schwämme fortjchleuderte.

Jetzt banden wir dem Tier die Beine und brachten einen zweiten Korb mit chloroformgetränkten Schwämmen; diesmal hatten wir mehr Glück. Die Löwin sträubte sich noch einige Minuten und fiel dann in Betäubung, nachdem sie etwa einen Liter Chloroform eingeatmet hatte. Nun brachten wir ihre Kinnbacken auseinander und fanden einen hohlen Zahn auf der rechten Seite. Wir faßten ihn mit einer Zange und wollten ihn gerade herausziehen, als Jeanette die Augen öffnete und wir alle flohen. Doch die Bewegung muß mechanisch gewesen sein, denn als wir uns zurück wagten, lag sie vollkommen ruhig und hatte den Knebel noch im Mache.

Nun machten wir uns mutig ans Werk und in weniger als zehn Minuten war der Zahn heraus, obwohl es dazu der vereinigten Kräfte dreier Männer bedurfte. Eine Viertelstunde später erwachte die Dame und schien sehr erstaunt, den Zahn entfernt zu finden; zweifellos mußte sie sich erst besinnen, wo sie war. Als sie bemerkte, daß der Schmerz mit dem Zahn zugleich Abschied genommen hatte, sprang sie in offenkundiger Freude umher, und ist seitdem stets in bester Laune gewesen.

Die kühnste Operation, welche wir je an einem Löwen ausführten, war die Entfernung eines grauen Stares von dem rechten Auge Leos, eines unserer größten Löwen. Das Auge war völlig erblindet; ich dachte jedoch, das Einblasen eines starken Pulvers in dasselbe würde uns die Anwendung des Messers ersparen. Wir versuchten, das Pulver hineinzubekommen, doch der Löwe war mißtrauisch und ließ uns nicht näher kommen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang uns das Einblasen mittels eines Lötrohres. Das Pulver half etwas, doch zu wenig, und deshalb mußte ich doch zum Messer greifen.

Wir mußten ihn hübsch fest binden; Chloroform konnten wir ihm nicht geben, da diese Operation ohne Betäubungsmittel ausgeführt werden muß. Nachdem wir ihn gehörig gebunden hatten, legten wir ihm einen Maulkorb an und verbanden ihm das gesunde Auge, sodaß er ganz blind war. Er verhielt sich jetzt ganz ruhig, offenbar in dem Vertrauen, daß alles zu seinem Besten geschähe. Ich konnte somit das Messer so ungestört anwenden, wie bei einem menschlichen Patienten. Der graue Star konnte vorzüglich entfernt werden und die Operation war durchaus erfolgreich; denn das Tier sieht jetzt vorzüglich auf beiden Augen. **Sk.-R.**

Kleine Rundschau.

15. Juni 1904.

Ein deutscher Arzt, Dr. Weichardt, ist nach eingehenden Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die jeither angenommene große Gefahr der Uebertragung der Diphtherie durch leblose Gegenstände nur sehr gering ist. An Staubproben, die er aus Krankenzimmern gesammelt hatte, konnte er bei dreihundert Versuchen nur dreimal lebens- und ansteckungsfähige Diphtheriebazillen an Gegenständen ermitteln, die in unmittelbare Berührung mit den Kranken gekommen oder von ihnen angehustet waren. Die ansteckenden Keime werden bei der Diphtherie lange nicht in so großer Menge vom Kranken ausgeschieden wie bei der Tuberkulose oder beim Typhus und gehen leichter durch Austrocknung, Belichtung und chemische Einflüsse zugrunde. Nach seinen Untersuchungen hält es Dr. Weichardt für fraglich, ob bei Diphtherie überhaupt die jetzt übliche Reinigung des ganzen Raumes von Ansteckungsstoff notwendig wäre.

Der erfolgreichste und am weitesten vorgeschrittene Zweig der Medizin, die Wundarzneikunst, hat wieder einmal einen erstaunlichen Erfolg zu verzeichnen. Im ärztlichen Verein zu Hamburg berichtete Dr. Waiz vor einiger Zeit über eine Operation, die er mit einem Manne vorgenommen, dessen Nase durch Lupus größtenteils zerstört worden war. Dr. Waiz schuf dem Kranken aus der Haut seines linken Unterarmes einen vollwertigen Ersatz. Er formte den entsprechenden Hautlappen, überpflanzte diesen auf den Nasenstumpf derart, daß der Arm an der Nase des Kranken festgehalten wurde, damit die Anheilung glatt von statten gehen konnte. In dieser Lage mußte der Operierte elf Tage verbleiben; dann wurde der Lappen vom Arm getrennt, und einige Wochen später konnte der Mann mit einer neuen Nase entlassen werden und sofort seinen Beruf als Tapezierer wieder aufnehmen.

Aus New-York wurde kürzlich eine nicht minder eigenartige Operation gemeldet, die an einer Negerin vorgenommen wurde, welche durch fürchterliche Brandwunden einen großen Teil ihrer Haut verloren hatte, der ersetzt werden mußte. Da sich aus ihrer Verwandtschaft niemand bereit fand, eigene Haut für die Kranke herzugeben, ließ der Arzt ein zweijähriges Ferkel holen, betäubte es und nahm ihm so viel Haut, wie erforderlich war, um die verbrannten Stellen am Körper der Kranken zu bedecken. Die Uebertragung der Schweinehaut auf den Körper der Negerin war vom besten Erfolg begleitet, denn die Kranke ging alsbald ihrer Genesung entgegen.

Eine weitere ebenfalls in New-York vorgenommene Operation an einem Kinde, das einen Nagel verschluckt hatte, ist erwähnenswert. Der behandelnde Arzt befestigte einen starken Elektromagneten an einem langen, geboenen Stahlstück, das in die Luftröhre eingeführt wurde. Als der Strom in Tätigkeit gesetzt wurde, hing sich der Nagel an den Stahl und wurde auf diese Art herausgezogen. Andere Instrumente hatte man nicht anwenden können, da sich der Fremdkörper an einer Stelle nahe dem Herzen des Kindes befand.

Ein Chinese soll ein Mittel gegen die Lepra gefunden und erfolgreich an Kranken erprobt haben. Es wurde ihm dafür durch den holländischen Nerzte-Ausschuß die Belohnung von 100 000 Gulden zugesprochen, welche die Regierung als Preis auf ein Heilmittel der Lepra ausgesetzt hat.

Die deutsche Gesandtschaft in Söul, der Hauptstadt von Korea.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Söul, die Hauptstadt der Halbinsel Korea, zählte im Jahre 1902 über 193 000 Einwohner und ist mit der Eisenbahn von dem 30 Kilometer entfernten Tschemulpo aus oder durch eine Fahrt den Hanfluß hinauf zu erreichen. Die Stadt wird auf drei Seiten von unfruchtbar aussehenden Hügeln eingefaßt, an denen die Stadtmauer hinläuft, durch welche vier den Himmelsrichtungen entsprechende Tore führen. Die Straßen sind eng und schmutzig und nur einzelne können von Wagen benutzt werden; trotzdem trifft man in der sehr armen, wenig einladenden Stadt als Errungenschaften der Neuzeit eine elektrische Straßenbahn und elektrische Beleuchtung, allerdings nur in den zwei Hauptstraßen, welche die Stadt von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchschneiden. Die meistens nur einstöckigen Häuser sind mit Stroh gedeckt und mit großen hervor-

springenden Dachtraufen versehen; sie werden durch eine unter dem Flur durchgehende Kaminröhre erwärmt, in der Lannenzweige verbrannt werden, und statt eines Schornsteins strömt ein Rauchloch den Rauch auf die Vorübergehenden aus. Auch die Wohnungen der Vornehmen sind wenig hervorragend. Besonders zu erwähnen ist der prächtige alte Kaiserpalast. Der am 15. April 1904 durch Feuer zerstörte, erst im Jahre 1895 erbaute neue Kaiserpalast war ein einfacher mit Säulen geschmückter Steinbau. Außerdem sind der Ahnentempel des Herrscherhauses und der Tempel des Konfuzius bemerkenswert. Söul ist der Sitz der Regierung sowie der diplomatischen Vertreter Deutschlands, Englands, Japans, Chinas, Russlands und der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unsere Abbildung zeigt das Gebäude der deutschen Gesandtschaft, das zwar keineswegs als prunkvoller Prachtbau gelten kann, aber immerhin zu den niederen strohgedeckten Häusern seiner nächsten Umgebung einen auffallenden Gegensatz bildet.

Wie wird das enden?

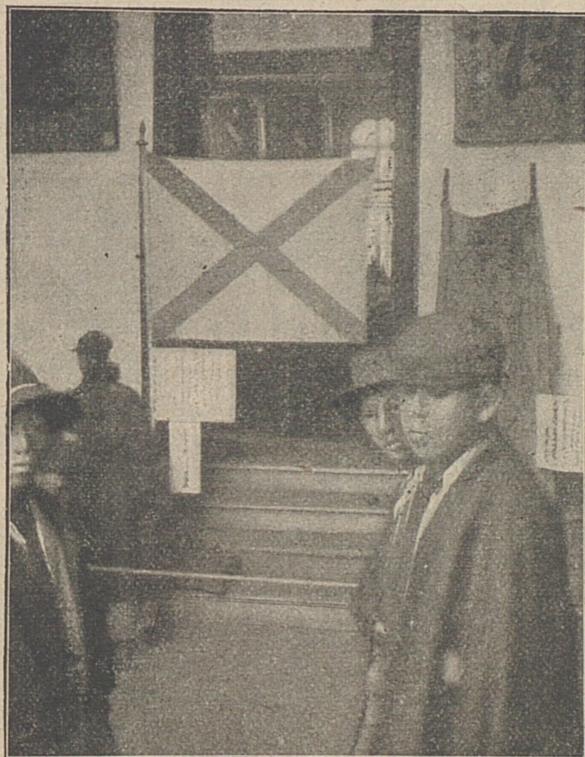
(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Der italienische Maler Gaetano Chierici führt uns in seinem Bilde „Wie wird das enden?“ eine vergnügte kleine Gesellschaft aus seinem sonnigen Heimatlande vor Augen. Die Frage, wie das Spiel enden wird, ist nicht ohne weiteres zu beantworten. Wenn auch der größte der beiden Spieler eine ungemeine Ueberlegenheit zur Schau trägt, scheint der kleinere, der offenbar glückliche Karten besitzt, ebenfalls mit ziemlicher Siegesgewißheit dem Ausgang des Spieles entgegenzusehen, während die kleine Zuschauerin ihre Teilnahme beiden zuwendet. Mag nun das Spiel enden, wie es will, wird es voraussichtlich das fröhliche Kleeblatt nicht entzweien und auch der Verlierer wird seine Enttäuschung kaum allzuschmerzlich empfinden. Die sorglosen kleinen Italiener sehen nicht aus, als ließen sie sich leicht die gute Laune verderben.

Die erste von den Japanern erbeutete russische Flagge.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In der japanischen Hauptstadt Tokio ist jetzt die erste, in dem gegenwärtigen Kriege von den Japanern erbeutete Flagge ausgestellt. Sie wehte früher auf dem Torpedobootzerstörer „Steregutsch“, der am 10. März 1904 vor Port Arthur von dem japanischen Torpedobootzerstörer „Sazanaru“ zum Sinken gebracht und genommen wurde. Die russische Fahne befindet sich im Vorflur der kriegsgeschichtlichen Sammlung, die in einem besonderen Gebäude, „Juschin-Kwan“ genannt, unweit des Schofonscha-Parks zu Tokio untergebracht ist. Dieser Park ist dem Andenken derer gewidmet, die als tapfere Krieger gefallen sind.



Die erste von den Japanern erbeutete russische Flagge.

Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Der plötzliche Tod der verwitweten Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar, die am 17. Mai 1904 auf der Eisenbahnfahrt von Rom nach Venedig infolge eines Herzschlags verschieden ist, hat in weiten Kreisen lebhafteste Anteilnahme erweckt. Die hohe Frau hat sich durch ihr lebenswürdiges Wesen, ihre beinahe bürgerliche Einfachheit und ihr lebhaftes Interesse für die weitverzweigten geistigen Beziehungen der thüringischen Residenz in hohem Grade die Sympathien insbesondere der Weimaraner erworben.

Die Verewigte war am 25. Juli 1852 in Stuttgart geboren als das älteste Kind des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, dem kürzlich in der schwäbischen Residenz Stuttgart ein Denkmal errichtet wurde (siehe Nr. 22 d. Bl.) und der Prinzessin Auguste von Württemberg. Sie vermählte sich am 26. August 1873 mit ihrem Vetter, dem Erbgroßherzog Karl August von Sachsen-Weimar, Karl Alexanders ältestem Sohne, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte und der, gleich ihr, fern von der Heimat gestorben ist. Er erlag, leberleidend, zu Cannes am 20. November 1894 einem Krankheitsanfall. Der jetzt regierende Großherzog Wilhelm Ernst (geb. 10. Juni 1876) betrauert als einziger Sohn die Mutter; sein jüngerer Bruder, Prinz Bernhard, welcher Erbe des großen niederländischen Vermögens seiner Großmutter Sophie war und in den Niederlanden lange als mutmaßlicher Prinzgemahl galt, ist der Verbliebenen bereits vor fünf Jahren im Tode vorausgegangen.

Seit im März 1897 ihre Schwiegermutter, die Großherzogin Sophie, gestorben war, stand die Erbgroßherzogin-Witwe, zunächst neben dem alten Großherzog Karl Alexander, dann, seit dessen Tode

am 5. Januar 1901, neben dem jugendlichen Großherzog Wilhelm Ernst bis zu dessen Vermählung im vorigen Jahre an der Spitze des gesellschaftlichen Lebens am Weimarer Hofe. Mit warmem Eifer war sie bemüht, die vornehmen Weimarer Ueberlieferungen zu pflegen, und namentlich die Leiter des 1885 gegründeten Göthe-Archivs und der Göthe-Gesellschaft betrauern in ihr eine eifrige Gönnerin ihrer Bestrebungen. Am 21. Mai hat die feierliche Beisetzung der Leiche in der Fürstengruft zu Weimar stattgefunden.



In Rom, wo die Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar †. Verstorbene in letzter Zeit ständig gelebt, nahm sie, obwohl protestantisch, doch an allen katholischen Festlichkeiten teil und war eine eifrige Verehrerin der Muttergottes; sie betete sehr viel den Rosenkranz. Sowohl von Papst Leo XIII. wie Papst Pius X. wurde sie wiederholt in Privataudienzen empfangen.

Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz †.

Am hohen Alter von über 84 Jahren ist in Neustrelitz Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz am 30. Mai 1904 eine halbe Stunde nach Mitternacht gestorben. Der greise Fürst war schon seit fast zwei Jahren bettlägerig; der Zustand verschlimmerte sich am 28. Mai, es trat ein sehr rascher Kräftezerfall ein, wozu schließlich eine Herzlähmung kam. Mit Großherzog Friedrich Wilhelm, ein Großonkel des deutschen Kaisers Wilhelm II., ist der älteste deutsche Bundesfürst aus dem Leben geschieden. Er wurde in Neustrelitz am 17. Oktober 1819 als Sohn des Großherzogs Georg und der Großherzogin Marie, Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, geboren, und erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in seiner Vaterstadt und auf der Universität Bonn. Am 28. Juni 1843 vermählte er sich in London mit der Tochter des Herzogs von Cambridge, der Prinzessin Auguste Karoline, aus welcher Ehe als ältester Sohn der jetzige Großherzog Adolf Friedrich (geb. 22. Juli 1848, vermählt seit 17. April 1877 mit der

Prinzessin Elisabeth von Anhalt) hervorging. Im vorigen Jahre am 28. Juni 1903, konnte der greise Fürst an der Seite seiner Gemahlin noch das seltene Fest der diamantenen Hochzeit begehen, freilich nur in vollster Stille, da die geschwächte Gesundheit dem Großherzog die Teilnahme an geplanten Feierlichkeiten nicht erlaubte. Aber die Liebe und Verehrung, deren sich der Fürst im angestammten Lande wie im Reiche erfreute, fand doch begeisterten Ausdruck in den Glückwünschen, die ihm aus dem Echo seiner Untertanen wie von den deutschen Bundesfürsten und der Gesamtheit der Nation dargebracht wurden.

Die Gattin des entschlafenen Großherzogs, die auf Besuch bei ihren Verwandten in London weilte, reiste auf die Todesnachricht hin sofort in die Heimat. Sie war ihrem Gemahl zeitlebens eine treue und verständnisvolle Lebensgefährtin.



Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz †.

Ernstes und Heiteres.

Sinnngedicht.

Wen himmlische Liebe
Heiß durchglüht
Und mit heiligem Triebe
Aufwärts zieht,

O, der ist so fröhlich
Und so reich,
Ist überfelig
Seligen gleich.

(Aus Sursum corda von J. Holl.)

[Großerte Geschütze.] Eine der merkwürdigsten und reichhaltigsten Geschütz-Sammlungen befindet sich vor dem Zeughaus in Moskau. 875 Kanonen, die von den Russen im Jahre 1812 erobert wurden, sind dort aufgestellt. Unter diesen Kanonen befinden sich 196, die ein Deutscher nur mit gemischten Gefühlen betrachten wird — sie tragen nämlich Wappen deutscher Bundesstaaten. Diese merkwürdige Geschützsammlung erinnert zugleich an eines der erschütterndsten Ereignisse, — den Untergang der großen Armee. J. H.

[Ein Brief aus der Heimat.] Lieber Nefte! Ich habe Dir noch keinen Brief wieder geschickt, seit ich Dir das letzte Mal schrieb, weil wir in ein anderes Dorf gezogen sind und nicht wußten, ob ein Brief Dich erreichen würde. Jetzt aber ergreife ich mit Vergnügen die Feder, um Dich zu benachrichtigen, daß Dein einziger lebender Onkel, Fritz, tot ist. Er starb sehr plötzlich nach einer schleichenden Krankheit von sechs Wochen. Er hatte starke Krämpfe in der ganzen Zeit seiner Krankheit, lag aber vollständig ruhig und ganz sprachlos — dabei schrie er fortwährend nach Wasser. Ich fürchte, seine letzte Krankheit war schuld an seinem Tode, denn er befand sich in der ganzen Zeit keine zwei Tage wohl, und als er seinen letzten Atemzug tat, gab der Doktor alle Hoffnung auf Besserung auf. Bitte, brich das schwarze Siegel, das diesen Brief verschließt, erst zwei bis drei Tage nach Empfang des Briefes auf, dann wirst Du wohl genügend vorbereitet sein, um die traurige Nachricht zu hören. Deine ehemalige Braut grüßt Dich unbekannterweise. In der Hoffnung, daß Du Dich so gut fühlst, wie ich es bin, schreibe ich. Dein Onkel Hans.

[Das zieht!] Eine Dame ließ sich in einem Konfektionsgeschäft alles mögliche vorlegen. Als sie schon zwei Stunden lang die Geduld des Geschäftsinhabers auf die härteste Probe gestellt hatte, fragte sie sanft: „Haben Sie mir auch alles gezeigt, was Sie haben?“ — „Nein, gnädige Frau, noch nicht alles; ich habe noch eine alte Rechnung im Hauptbuch, die will ich Ihnen gern noch zeigen.“ — Merkwürdigerweise hatte die Dame plötzlich Gile.

Bettler (zu einem ältlichen Herrn, der sich auf einer Veranda mit einem Zweirad zu schaffern macht): „Ach, verzeihen Sie mir, lieber Herr, können Sie mir vielleicht sagen, wie ich Arbeit kriegen kann?“ — Herr Grumbler: „Zawohl — kaufen Sie sich ein Zweirad und suchen Sie's rein zu halten!“

[A.] „Nun, Wie haben Sie denn letzte Nacht geschlafen? Haben Sie meinen Rat befolgt und zu zählen angefangen?“ — B.: „Gewiß, ich zählte bis 18000.“ — A.: „Na, und dann sind Sie eingeschlafen?“ — B.: „Nein, dann war es Zeit zum Aufstehen.“

[Spröde.] „Herr Leutnant, sind Sie nicht auch Dichter?“ — „Nein! . . . Natürlich hat mich Muse geküßt — bin aber nicht darauf eingegangen!“

[Aber Frau!] Das halte ich nicht länger aus mit Deiner Tochter da und ihrer modernen Musik im Nebenzimmer!“ — „Aber lieber Freund, Du irrst, das ist ja Pauline, die die Tasten reinigt.“

[Tiefjinnige Betrachtung des stud. med. Süßel.] Es läßt sich viel leichter von der Leber als über die Leber sprechen.

(Nachdruck verboten.)

[Bei Sicht] hat sich reichlicher Genuß von Preiselbeeren und Preiselbeersompott als heilkräftig erwiesen. Auch die Blätter, als Tee getrunken, sind recht wirksam. Dieses Getränk kann ruhig gewohnheitsmäßig genossen werden, da es nicht unangenehm schmeckt und zudem dem chinesischen Tee als fast gleichwertig an die Seite gestellt werden kann.

[Heilwert der Holzsohle.] Legt man eine flache, erkaltete Holzsohle auf eine Brandwunde, so läßt der Schmerz gleich nach. Läßt man sie eine Stunde aufliegen, so wird eine oberflächliche Wunde beinahe geheilt sein.

[Austausch von Pöfelteischwaren.] Sechs Personen. Zwei Stunden. Uebriggebliebenes, mäßig mageres Pöfelteisch wird in kleine Stücker oder Würfel geschnitten und 3-4 Pfund Kartoffeln in der Schale halb weich gekocht. Nebenbei läßt man ein Stück Butter auf dem Feuer zergehen und 1-2 feingehackte Zwiebeln darin gelb rösten. Die Kartoffeln werden abgeseigt und in Scheiben geschnitten; eine Form wird mit Butter ausgestrichen, mit geriebener Semmel bestreut und mit einer Lage Kartoffelscheiben belegt. Diese begießt man mit einigen Tropfen der flüssigen Zwiebelbutter, gibt nun eine Lage Pöfelteischwürfel darüber, wieder Kartoffelscheiben, dann Zwiebelbutter und Fleisch, bis die dritte Schicht Kartoffeln die Decke bildet. In einer Oberkassette Milch verquirt man zwei Eier und 10 Tropfen Maggi's Würze, gießt dies über den Auflauf, streut geriebene Semmel oben auf und bäckt ihn dreiviertel Stunden in heißem Ofen.

[Salb ausgewachsene Gurken] werden wie Salat geschnitten und gesalzen, dann in ein Sieb getan, daß sie rein ablaufen, und darauf mit Weinessig in ein Gefäß gestellt, damit das Salz wieder herausziehe. Alsdann legt man ein Tuch in ein Sieb, schüttet die Gurken darauf und presst sie wohl aus, legt sie, mit Zwiebeln und gestoßenem Pfeffer durchschüttet, in einen Steintopf oder in ein Glas, gießt hinreichend kalten Weinessig darauf und zuletzt etwas Provencerdöl hinzu.

[Wie ist Speck ohne Gefahr auszubraten?] Manche Hausfrau hat schon manchmal einen nicht geringen Schrecken und eine große Beforgnis beim Ausbraten des Speckes gehabt und dürfte schließlich noch froh sein, wenn es mit dem bloßen Schrecken abging und sie nicht in wirkliche Gefahr geriet. Man tue, um ohne Beforgnis dies Geschäft verrichten zu können, so viel Salz mit in den Tigel, in dem der Speck, in Flöden geschnitten, auf dem Feuer steht, als man zum Genießen gebraucht, der Speck wird dann, sollte er anbrennen, nicht in die Höhe fliegen.

[Durchgeschnittene Zitronen] hatten sich wochenlang, wenn man dieselben mit der angeschnittenen Seite auf ein halb mit Essig angefülltes kleines Töpfchen legt.

[Das Schuhwerk der Kinder.] Bei Regenwetter zeigt sich in vielen Fällen das Schuhwerk der Kinder nicht wasserdicht. Folgendes Verfahren macht das Lederwerk vollständig wasserdicht und außerdem sehr haltbar. Die sorgfältig gereinigten Stiefel oder Schuhe bestricht man mittelst einer Bürste mit warm gemachtem Rizinusöl, und zwar trägt man das Öl dünn und gleichmäßig auf das Oberleder und auf die Sohlen auf. Das Schuhwerk bringt man dann in die Nähe eines warmen Ofens, damit das Leder gut vom Öl durchdrungen wird. Brennöl und gefalztes Schweineschmalz, welche beiden Materialien öfters zum Einschmieren von Schuhwerk benutzt werden, sind zu verwerfen, da sie bald zerfließend auf das Leder einwirken. Rizinusöl sollte zu gedachtem Zweck in keiner Haushaltung fehlen.

[Wie wird Wäsche gebleicht?] Man mengt unter das Seifenwasser etwas weißer Pfeifenton, mit dem man auch die sehr gelben Stellen nebst etwas Seife einreibt, wäscht die Sachen durch und spült sie, wodurch man sie wieder sehr weiß erhält.

[Clacé handschuhe wäscht man] am besten mit Benzin. Man taucht die Handschuhe ganz in das Benzin, läßt sie einige Zeit darin liegen, drückt sie dann aus, reibt sie mit einem wäuschchen Baumwolle, spült sie in reinem Benzin und läßt sie trocknen.

Humoristisches.



„Das sind sonderbare Hühner, die ich von Ihnen gekauft habe, keins davon legt Eier. Warum haben Sie denn dafür so hohe Preise verlangt?“
„Ich dachte eben wegen der Naturmerkwürdigkeit!“

Silberwästel.

Pro o e s t e r g o r n e m a s b i n o n a l i a g r e u t h o r u t o r i r i d i b a l i l a l

Bilde aus diesen 23 Silben 8 Wörter, durch welche bezeichnet wird: eine Stadt in Afrika, ein Sternbild, ein Edelstein, ein männlicher Vorname, eine italienische Provinz, ein männlicher Vorname, ein weicher Stein, eine Blume. Die Anfangsbuchstaben der 8 Wörter geben den Namen eines europäischen Landes.

Logogryph.

Mit einem G nimmt man's zum Speisen, Als Stadt war es mit B bekannt, Und es entstammt den Sagenkreisen, Sobald es wird mit F genannt.

(Die Aufösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.

Aufösung des Diamanträtsels:

C
P A N
M U L D E
O A M J L L E
M O N D F J S C H
C A L J F O R N J E N
S C H A R L A C H
S P A N J E N
M E J S E
R E J
N

Aufösung der Umstellungsaufgabe: Senfe, Ernte, Rosen, Louie, Ernst, Meier, Wasel, Eisen, Mega. — „September.“

Aufösung des Zahlenrätsels: Limonade, Jade, Mond, Dbe, Nadel, Anden, Don, Elbe.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.